

# Kein Ausweg im Nahen Osten

Die neuen Terrormilizen stehen vielleicht schon bereit: Drei Bücher über den „Islamischen Staat“, dessen Ende noch lange nicht bedeuten würde, dass der Dschihadismus keine Zukunft hat.

Was geschieht, wenn der „Islamische Staat“ (IS) in Syrien und im Irak militärisch besiegt ist, wenn sein „Kalifat“ kein Territorium mehr hat? Zur Gewissheit wird immer mehr, dass dann nichts besser wird im Nahen Osten. Denn dann braucht es die Anti-IS-Koalition nicht mehr, die einzige mehr oder weniger funktionierende und breite Allianz gegen den Terror, und ihre Mitglieder werden wieder gegeneinander kämpfen; es wird ein Comeback von Al Qaida geben, und der IS wird seinen Terror aus dem Untergrund fortsetzen. Auch ein Sieg über den IS wird den Nahen Osten einem Frieden nicht näher bringen, und der Dschihadismus wird nicht verschwinden.

Denn die Gründe, die den IS ermöglichen haben, bleiben. Im großen Panorama sind sie auch der Schlüssel zum Verständnis für die miteinander verwobenen Konflikte und Kriege im Nahen Osten. Daher bleibt der IS ein Thema. Aus der Flut von Publikationen über ihn ragt die handliche Studie der beiden jordanischen Islamismus-Experten Hassan Abu Hanieh und Mohammad Abu Rumman heraus. Mit

**Hassan Abu Hanieh, Mohammad Abu Rumman: „IS und Al-Qaida“. Die Krise der Sunniten und die Rivalität im globalen Dschihad.** Aus dem Arabischen von Günther Orth. Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2016. 240 S., geb., 19,90 €.

**Fawaz A. Gerges: „ISIS“. A History.** Princeton University Press, Princeton 2016. 368 S., geb., 22,95 €.

**Thomas Carl Schwoerer: „Mit dem IS verhandeln?“ Neue Lösungen für Syrien und den Terrorismus.** Redline Verlag, München 2016. 108 S., geb., 7,99 €.

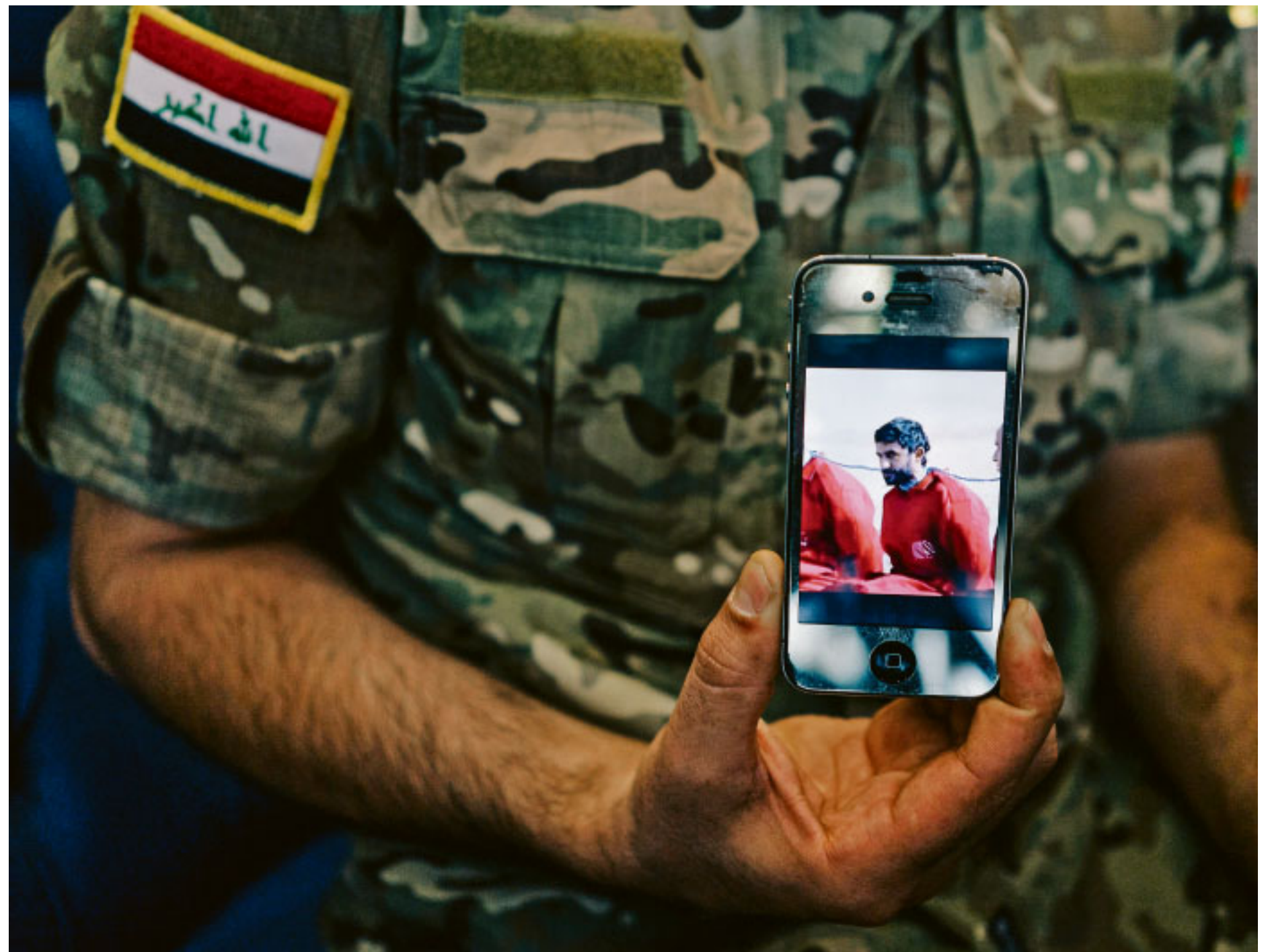
großer Detailkenntnis zeichnen sie nach, wie korrupte Diktaturen, sich verschlechternde soziale Bedingungen und ein geistiger Stillstand den Nährboden für Terrorgruppen wie die IS und der Nusra-Front gebildet haben.

Erschreckend ist, wie die Besetzung des Iraks im Jahr 2003, die das Ende des Kriegs gegen den Terror hätte markieren sollen, den Raum für die Ausbreitung der dschihadistischen Ideologie geschaffen hat, mit einem IS, dessen staatliche Strukturen die Autoren herausarbeiten. Erschreckend sind auch die beiden wichtigsten Ideologen, auf die sich der IS stützt. Der Titel des Hauptwerks von Abu Bakr Nadschi lautet „Die Verwaltung der Barbarei“. Nadschi fordert, Chaos zu nutzen und – dazu entwickelt der Autor zehn Leitlinien – zu erzeugen, um daraus einen islamischen Staat aufzubauen. Abdullah al Muhadshir fordert hingegen in seiner „Rechtslehre vom Töten“ auf, jeden „Ungläubigen“ zu töten, dem man gegenüberstehe.

Die beiden Autoren sind überzeugt, dass der IS auf Dauer nur besiegt werden könne, wenn gelöst werde, was sie die „sunnitische Krise“ nennen. Denn viele sunnitische Muslime würden sich dem IS nur deswegen anschließen, weil sie sich marginalisiert fühlten und im IS eine „effektive Widerstandsalternative“ sähen. Die amerikanische Strategie gegen den IS berücksichtige das nicht, bedauern sie.

Abu Hanieh und Abu Rumman zeichnen ein düsteres Bild von der Zukunft der arabischen Welt. Friedliche Änderungen, etwa um die bedrückenden sozioökonomischen Umstände zu verbessern, sehen sie nicht. Sie erwarten den Zerfall von weiteren Gesellschaften und sehen die Gefahr, dass der IS in der gesamten arabischen Welt als Vorbild für weitere Milizen dienen könnte. Als das wahrscheinlichste Szenario sehen sie „Chaos, Gewalt und politischer und geographischer Zerfall unter Rückgriff auf „primitive Muster“.“

Wer sich mit dem IS beschäftigt, kommt an diesem Buch nicht vorbei. Gespart hat der Verlag leider, indem er auf einen Index verzichtet hat. Das ist bei der ebenfalls gründlich recherchierten Monographie von Fawaz Gerges anders. Auch der an der London School of Economics lehrende Gerges arbeitet die gesellschaftlichen und politischen Faktoren heraus, die den IS ermöglichen haben und zeichnet ihn als eine gesellschaftliche Bewegung, die in transnationale Netzwerke eingebettet ist.



Muss man mit den Mördern verhandeln? Ein irakischer Soldat präsentiert ein Videobild, das seinen Bruder unter den Opfern einer Hinrichtung durch den IS zeigen soll. Foto AP

Gerges führt die Macht des IS auf dessen „soziale Basis“ unter den sunnitischen Muslimen zurück und auf eine „rudimentär funktionierende Regierungsarbeit“, die dazu führe, dass viele, die unter dem Joch des IS lebten, diesen nicht als börsartig betrachteten. Zudem profitiere der IS davon, dass er der ländlichen Bevölkerung gegenüber den Städten Macht verleihe und dass unter den Ideologien des Nahen Ostens nur der religiös-apokalyptische Eifer der Schiiten es mit der ideologischen Entschlossenheit des IS aufnehmen könne, was die Sunniten weiter eint.

Bestechend ist Gerges' Argument, dass der Schlüssel, um den salafistischen Dschihadismus zu de-legitimieren, nicht in der Religion liege, sondern in der Politik. Schließlich hätten die sunnitischen Muslime den IS nicht wegen dessen Auslegung des Islams angenommen, sondern weil dieser auf ihre Klagen und Sorgen eingegan-

gen sei. Die Lösung liege daher darin, „das Vakuum der Ideen“ zu füllen sowie eine kulturelle Revolution einzuleiten, die die Staaten und Gesellschaften des Nahen Ostens grundlegend verändere. Da eine solche Wandlung nicht in Ansätzen zu erkennen ist, bleibt der Ausblick von Gerges so düster wie der von Abu Hanieh und Abu Rumman.

Die Bedrohung durch den IS und durch Terrororganisationen, die nach ihm kommen, wird daher bleiben. Zudem wird das militärische Eingreifen den Krieg in Syrien nicht beenden und den IS nicht vernichten. Daher sind alle Ansätze willkommen, die aus der Sackgasse herausführen könnten, selbst die auf den ersten Blick abwegige Forderung, mit dem IS zu verhandeln, wie sie der Verleger und Sprecher der Vereinigten KriegsdienstgegnerInnen, Thomas Carl Schwoerer, in seiner Streitschrift erhebt. In vielem hat der ehemalige

Verleger des Frankfurter Campus Verlags recht. Etwa mit seiner Einschätzung, dass die Überlebenschancen des IS im Irak gut stünden, da er nicht nur von Menschen getragen werde, die für ihn kämpften. Oder dass Militärinterventionen des Westens die Destabilisierung des Nahen Ostens nicht abwenden könnten. Manchmal kann Friedenspolitik in der Tat realistischer sein als eine Realpolitik, die zu einseitig auf militärische Lösungen setzt.

Allerdings formuliert Schwoerer selbst die Einwände, die gegen einen Erfolg einer alleinigen Friedenspolitik sprechen: So haben die meisten Kriegsparteien in Syrien kein Friedensinteresse; wenn wie in Syrien Religion einen Konflikt verabsolutiere, erschwere das Kompromisse; zudem wären Verhandlungen mit dem IS nicht mit der UN-Charta vereinbar und belohnen dessen Eroberungen. Und: Mit wem soll man denn sprechen? Aus gutem

Grund gibt es unter den Ministerien des IS, der keine Grenzen anerkennt, keines für auswärtige Beziehungen, dafür aber eines für Kriegsgefangene.

Geignete Gesprächspartner seien hingegen, so Schwoerer, Stammesführer und frühere Baathisten. Diese Strategie hätte gewiss den Vorteil, den IS zu spalten. Gegen eine Erfolgswahrscheinlichkeit spricht aber, dass sich sunnitische Muslime nicht mehr auf Lösungen einlassen, die ihnen nicht die Aussicht bieten, ihre Schwächung und Marginalisierung zu beenden. Bestand hat die Erkenntnis von Schwoerer: „Die Doktrin von Härte und Gnadenlosigkeit hat den Terror nicht beendet, sondern facht ihn weiter an.“

Die Lektüre aller drei Bücher führt vor Augen, welche Eigendynamik der Dschihadismus entwickelt hat, so dass Lösungen auf absehbare Zeit Wunschdenken bleiben. RAINER HERMANN

# Der Sitzungsweltmeister

Tag für Tag: Invar-Torre Hollaus umkreist das Werk des Malers Frank Auerbach

Künstler kennen kein Weekend, mancher denkt sogar rund um die Uhr an die nächste Ausstellung, Biennale, Messe. Und doch ist die Zeiteinteilung im Künstlerleben von Frank Auerbach erstaunlich. Seit Jahrzehnten nimmt der Londoner Maler seine Arbeit morgens in aller Frühe um sieben Uhr auf und beendet sie abends gegen neun; so hält er es ziemlich genau 365 Tage im Jahr. Reisen, noch dazu ins Ausland, passen nicht in sein Regelmaß, und so begrenzt er sie, wenn sie sich denn überhaupt nicht vermeiden lassen, auf ein absolutes Minimum. Ein Eremit in seinem Londoner Studio ist dieser Künstler gleichwohl nicht, er weilt dort sogar selten allein.

Nach einem feststehenden Stundenplan empfängt der Porträtist seit einem halben Jahrhundert zu ganz bestimmten Terminen seine Modelle. Wie gegenwärtig jeweils am Montagmorgens den Kritiker William Feaver, der sich seit 2003 zu regelmäßigen Sitzungen im Stadtteil Camden Town im Atelier einfindet; dienstagsabends kommt Auerbachs Sohn Jake (seit 1976), mittwochsabends, donnerstagsmorgens und an den Wochenenden Auerbachs Ehefrau Julia, die er zum ersten Mal 1959 auf die Leinwand brachte; freitagmorgens empfängt er den befreundeten Geschäftsmann David Landau und am Nachmittags schließlich die Kuratorin Catherine Lampert.

Zwischendurch geht der Künstler schon mal vor die Tür und sammelt Eindrücke rund um die U-Bahn-Station Mornington Crescent, um auch diese in der für ihn typischen Abkürzung ins Bild zu setzen.

Der 1931 in Berlin geborene Maler hat sich nie von irgendeiner Spektakelkultur vereinnahmen oder gar vorschreiben lassen, wie moderne Kunst auszusehen habe. Da sich eine an spontanem Erfolg orientierte zeitgenössische Kunst heute auf allen Ebenen des kulturellen, medialen und ökonomischen Lebens ausbreitet, tritt nur umso deutlicher vor Augen, wie konsequent Auerbach in den Dutzenden, manchmal Hunderten Sitzungen für ein einziges Bildnis seine eigenen Kriterien von künstlerischer Ökonomie entwickelt und über eine lange Laufbahn hinweg behauptet hat.

Invar-Torre Hollaus sucht dieses unbearbeitbare Euvre eingangs von diversen Klischees zu befreien, wie dem angeblich „expressionistischen“ Gestus in den Farbmassen, die Auerbach wieder und wieder auf die Leinwand bringt, um sie abzuschaben und abermals aufzutragen, bis Geste und Antlitz der Modelle sei-



An Sitzungen für seine Porträtbilder sparte er nie: Frank Auerbach im Jahr 1986 in seinem Atelier. Foto Magnum

nen Erfahrungen mit dem Gegenüber entsprechen. Tatsächlich lässt sich solche Materialdichte nicht vom Expressionismus herleiten. Die verführerische Tuchfühlung mit dem Pastosen unterbindet Auerbach ausdrücklich, indem er seine Bilder in tiefes Rahmenwerk einlässt und dieses verglast, um zu verhindern, wie Hollaus erhellend darlegt, dass sich die Betrachtung in Materialästhetik ergeht. Auch die vielfach behauptete Allianz einer „School of London“ weist der Basler Kunsthistoriker, etwas langatmig, zurück, schert diese doch unterschiedliche Temperamente wie Ronald B. Kitaj, Lucian Freud, Leon Kossoff, Howard Hodgkin, Francis Bacon oder eben Auerbach über einen Kamm, was die Individualität dieser Charaktere unbotmäßig relativiert.

Da Auerbachs Porträtmalerei alles andere als naturalistisch ausfällt, liegt die Frage nahe, worin sich Ähnlichkeit mit den dargestellten Figuren eigentlich beudet – für das Bildnis doch fraglos eine unverzichtbare Qualität.

Hollaus' Antwort lautet, dass sich über den langen Entstehungsprozess hinweg deren Dauer im Werk sedimentiere, in einem „endlosen Werden“, bei dem die Pinselstriche als „Erkundungszeichen im Prozess des Hinarbeitens zum Wesen des Gegenübers lesbar“ würden. Die Figuren seien somit „auf rudimentärste Zeichen verkürzt“. Die Einfeldung in sie gehe über rein visuelle Merkmale hinaus. Auch die Frage, wann ein Bild vollendet sei, wenn eine einzige Zeichnung wie das „Portrait of Sandra“ (1973/74) zweiundvierzig – jeweils durch Fotos dokumentierte – Sitzungen und Studien beansprucht hat, kann auf eine eindeutige Antwort nicht hoffen. Diese bleibt, gerade bei einem Maler wie Auerbach, nicht zuletzt der künstlerischen Intuition überlassen.

Hollaus umkreist das Euvre Auerbachs in Hinsicht auf Produktion und Rezeption. Einfach lüften lassen sich deren Geheimnisse nicht, sind die richtigen Fragen aufschlussreicher als einfache Antworten. Was bei der Lektüre aber aufstößt, ist eine Pose der Eigenlichkeit, in der Hollaus ein ständig bemühtes „Ringeln“ um Form zum Ideal erhebt und mitunter gegen einen „schrillen Kunstbetrieb“ in Stellung bringt. Damit verfällt der Autor seinerseits in ein Klischee: Es ist ja nicht so, als ob eine kurzatmige zeitgenössische Kunst nun gar nichts zu bieten hätte. Vom Parnass blickt Hollaus bisweilen auf den „gängigen Feuilleton-Journalismus“ hinab, doch würde man seinem eher soliden als mitreißenden Beschreibungsgestus mehr Eloquenz und Esprit wünschen. GEORG IMDAHL



Invar-Tolle Hollaus: „Frank Auerbach“. Piet Meyer Verlag, Bern/Wien 2016. 388 S., Abb., geb., 34,- €.

# Der Blutegel an meinem Bein

Lauren Groffs „Licht und Zorn“ ist ein großer, abgründiger Roman über die Ehe

Die Idee der romantischen Liebe hatte bekanntlich einst zum Ziel, die Ehe als ein nach rationalen Überlegungen geschlossenes Zweckbündnis durch eine auf wahrer Leidenschaft gründende Verbindung abzulösen. Nun muss man dieses romantische Ideal freilich nicht gleich als irrwitzige Idee verwerfen, dennoch fällt immer öfter der skeptische Blick auf das institutionell besiegelte Bündnis zweier Liebender. Davon zeugen nicht allein aktuelle Scheidungsraten, sondern auch die literarischen Variationen des Themas. Glücklicherweise darf sich schätzen, wer der beklemmenden Schmallippigkeit des ehelichen Wohnzimmers – vom Schlafzimmer ganz zu schweigen – unversehrt entkommt. Emma Bovary und Effi Briest sind nur die bekanntesten der zumeist weiblichen Opfer der Ehe. Und nicht von ungefähr dauert ihre traurige Berühmtheit bis heute an.

Die 1978 geborene amerikanische Autorin Lauren Groff nimmt sich mithin in ihrem dritten Roman „Licht und Zorn“, der im Original im Herbst 2015 erschien und für den National Book Award nominiert wurde, ein bewährtes Thema vor. Die Konstruktionsidee des Romans ist kein Novum: Die gut zweieinhalb Jahrzehnte währende Ehe von Mathilde und Lancelot, genannt Lotto, wird im ersten Teil des Romans aus seiner, im zweiten Teil aus ihrer Perspektive erzählt. Dass am Ende zwei sehr unterschiedliche Geschichten nebeneinanderstehen, verwundert kaum. Das massentaugliche Potential dieser Doppelperspektive hat unlängst Gillian Flynns „Gone Girl“ unter Beweis gestellt. Der Vergleich mit der Unterhaltungsliteratur mag in Groffs Fall so fern nicht liegen. Nicht allein die biographischen Verwicklungen, die Groff ihren Figuren andichtet, sind einigermaßen abenteuerlich. Auch die Bilder und Metaphern wuchern arg ungestüm, nicht ohne sich dabei immer mal wieder zu verheddern, gerade was die Schilderungen des ehelichen Begehrens angeht.

Aber nicht allein die Emphase, die Groffs Erzählen beständig durchwogt, mag damit verschönen. Es ist zudem die trügerische Vertrautheit, aus der die gleichermaßen anziehende wie heimliche Kraft von Lauren Groffs Roman entsteht. Und nicht zuletzt: Groffs kluger, gänzlich moralinfreier Blick auf ihre Figuren.

Den Auftakt bildet ein romantisches Feuerwerk allererster Güte: Ein leidenschaftlicher Liebesakt am Strand besiegelt die Hochzeit von Lotto und Mathilde, die sich gerade einmal zwei Wochen kennen. Hollywoodtauglich ist, was auf den überstürzten Eheschluss folgt: Dem aus wohlhabenden Verhältnissen stammenden Lotto wird von seiner Mutter der Geldhahn zugekehrt, weil sie die Verbindung mit Mathilde nicht gutheißen will. Den Sohn kann das nicht stoppen, zu betörend ist Mathildes Schönheit.

Schon vorher allerdings war Lotto – darin Mathilde in gewisser Weise ähnlich – ein verstoßener Sohn. Um ihn dem schlechten Einfluss falscher Freunde zu entziehen, hat die früh verwitwete Mutter ihn auf ein Internat gegeben, fernab der warmen Heimat Florida, worunter er anfangs hüdnisch leidet. Seine Mutter aber will nur das berühmte Beste für ihn, lenkt seine Geschicke von Ferne, ohne dass der Sohn dies merkt.

Die Hochzeit bringt nicht nur den finanziellen Bruch. Deprimierender noch ist, dass es mit der von Lotto avisierten Schauspielerkarriere so gar nicht klappen mag. Mathilde derweil verzichtet auf alle Selbstverwirklichung und verdient das Geld, damit die beiden einigermaßen über die Runden kommen. Diese aus schlechter spezifizierter Perspektive durchaus kritisch zu lesende, wenigleich nicht untypische Konstellation scheint einigermaßen klar. Weil Groff aber die eigentliche Erzählstimme dieses ersten Teils, jene Lottos, durch mitunter kaum durchschaubare, immer wieder auch unglücklich ammutende Verlagerungen der Perspektive aufweicht, werden die Zusammenhänge zusehends nebulöser.

Zur Leser vermutet, dass in Wirklichkeit Mathilde der Erfolg der Theaterstücke geschuldet ist, auf deren Schreiben sich Lotto schließlich verlegt und die ihn schnell zum prominenten Autor avancieren lassen. Und spekulieren kann der Leser auch nur über die Wut und Verzweiflung, die sich in Mathilde doch aufstauen müssten, wenn Lotto bar jeden Selbstzweifels die eigene Genialität preist und nebenbei die Kinderlosigkeit seiner Ehe betrauert und damit, perfiderweise sogar öffentlich, Mathildes doppeltes Ungenügen heraufstellt.

Gegen Ende des ersten Teils von „Licht und Zorn“ scheint sich der Unwillen Mathildes Bahn zu brechen, ausgelöst durch die Erinnerung an einen Blutegel, der sich an eigenen Bein festgesaugt hat. Eine vordergründige Deutung des Bildes als Symbol dieser Ehe würde allzu simpel geraten. Bei Groff nehmen die emotionalen Verstrickungen immer mindestens drei Windungen mehr. Die Geschichte von Mathildes Kindheit und Jugend, die Groff nun entfaltet, ist auf eine so irritierende, beinahe perfide Weise überraschend, dass der Roman unversehens zu einem emotionalen Psychothriller gerät. An dieser Stelle nur so viel: Ein dunkles Geheimnis in Mathildes früher Kindheit hat ihr Leben in Gleise gelenkt, aus denen es lange Jahre kein Entkommen gab – bis sie Lotto begegnete.

Dass man nach langen Jahren der Ehe feststellen muss, sein halbes Leben an der Seite eines Fremden verbracht zu haben, mag allenfalls noch zur Floskel gereichen. Es spricht für die nicht nur dramaturgische Abgründigkeit Groffs, dass Lotto vor seinem Tod zwar zu der Einsicht kommt, sich in Mathilde getäuscht zu haben, dass aber diese Einsicht wiederum auf einem Irrtum beruht.

Das Wundersame an „Licht und Zorn“ ist jedoch, dass der Roman alles andere als eine Verteufelung der Ehe ist. Im Gegenteil. Sowohl für Mathilde als auch für Lotto bedeutet der jeweils andere die Rettung, womöglich sogar, wenngleich das pathetisch klingt, die einzig mögliche Existenzbedingung. Der Roman ist die Feier einer Verbindung, die nicht nur trotz, sondern wegen der Geheimnisse und des Betrugs funktioniert. Auf befremdliche und leicht schauerliche Weise mutet der Egoismus, der bei Groff als Motor des Daseins und eben auch der Ehe fungiert, beglückend an. WIEBKE POROMBKA



Lauren Groff: „Licht und Zorn“. Roman. Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs. Verlag Hanser Berlin, Berlin 2016. 432 S., geb., 24,- €